

Festrede von Prof. Dr. Thomas Knubben zum 25-jährigen Jubiläum  
der Kammerphilharmonie Oberschwaben am 21. Mai 2017 im Neuen Schloss Tettwang

## Wozu Musik?

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Mitglieder,  
um nicht zu sagen, liebe Jubilare der Kammerphilharmonie Bodensee-Oberschwaben,

Jubiläen sind Anlässe zum Feiern, passende Augenblicke, mit Genugtuung und Dankbarkeit zurückzublicken, eine gute Gelegenheit, anderen für die Unterstützung zu danken und selbst für das Geleistete bedankt zu werden. Das ist durch meine Vorredner bereits geschehen und die wahre Währung des Dankes für Musiker ist letztlich ja der Applaus und der Ausdruck, den der Applaus, der wohlfeile, auch in monetären Gaben findet. Ein solches Jubiläum ist aber immer auch eine Gelegenheit zum Innehalten, ein Impuls zur Selbstbefragung, zur Klärung des Woher und Wohin, des Wieso und Weshalb. Darum will ich mich heute ein wenig kümmern.

Die zentrale Aufgabe und Grundhaltung der Wissenschaft ist ja auch nicht das Lob, sondern das Fragen stellen und der Grundimpuls dafür ist der Zweifel.

Lassen Sie mich dabei mit einem berühmten Satz beginnen:

„Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum!“ Wer von den Musikern hier im Saal und außerhalb, wer von den Musikproduzenten und Musikrezipienten, Connaisseurs und Amateuren, Sängern und Instrumentalisten, Tänzern und Partygängern wäre nicht bereit, diesen Satz, wenn nicht mit dem eigenen Blut, so doch mit glänzender Tinte zu unterschreiben: „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“. Ein Leben ohne Musik ist im heutigen Alltag und für viele als elementarer Bestandteil ihres Lebens einfach nicht vorstellbar.

Nietzsches Diktum aus seiner Spätschrift „Götzen-Dämmerung“ gehört daher zu den meist zitierten Lobeshymnen auf die Musik – gerne herangezogen in Grußworten und Vorworten, weil es die essenzielle Hochachtung für Musik so innig und so schön formuliert zum Ausdruck bringt.

Manche Sätze und Formulierungen prägen sich so ein in den kollektiven Zitatenschatz, dass sie gar nicht mehr hinterfragt werden. Stetig weitergereicht von einem zu andern entfalten sie eine Wirkung, wie wir sie von

der stillen Post kennen – was am Ende dabei herauskommt hat mit dem Ursprungsbotschaften oftmals nichts mehr zu tun.



Sie alle kennen den schönen Kommentar „Ich glaube nur an die Statistiken, die ich selber gefälscht habe“, ein Satz, der gemeinhin Winston Churchill zugeschrieben wird. „Churchill hat bekanntlich gesagt, Ich glaube nur an die Statistiken“ usw. usf. Das Problem hierbei ist, dass Churchill das gar nicht gesagt hat und der Satz außerhalb von Deutschland und insbesondere in England gänzlich unbekannt ist. Wie eine historische Untersuchung ergab, hat der Satz seinen Ursprung nicht bei Winston Churchill, sondern bei Joseph Goebbels im Reichspropagandaministerium in Berlin während des zweiten Weltkrieges – mit dem Ziel, die Angaben der britischen Kriegsführung über Gewinne und Verluste zu diskreditieren.

Vor diesem Hintergrund und in Zeiten der vieldiskutierten Fake-News lohnt es sich also, dem Nietzsche Wort vom Irrtum eines Lebens ohne Musik einmal genauer nachzugehen. Hat er das wirklich so gesagt und hat er es so auch gemeint? Anders gefragt: Kann es vernünftigerweise ein Leben ohne Musik geben? Oder: Wozu dient überhaupt Musik?

Um es kurz zu machen: Das Nietzsche-Zitat gehört nicht nur zu den meistgebrauchten Lobeshymnen auf die Musik, es gehört auch zu den meist missbrauchten. Denn wenn man es in seinem Zusammenhang liest, wird schnell erkennbar, dass das Lob reichlich vergiftet ist. In seiner vollständigen Form lautet es nämlich so: *„Wie wenig gehört zum Glücke! Der Ton eines Dudelsacks – Ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum. Der Deutsche denkt sich seinen Gott liedersingend.“* Zwischen Dudelsack und Gott, zwischen schrägen Tönen und lieblichem Gottesbild – irgendwo dazwischen ist die Musik Nietzsche zufolge also anzusiedeln. Als ein unbeholfenes Bemühen um das kleine Glück, gleichsam Hausmusik im Schrebergarten.

Doch Vorsicht: Die Musik hat im Leben und in der Philosophie Nietzsches eine zu große Rolle gespielt, als dass sie im Gegenzug vorschnell abgekanzelt und beiseite geräumt werden dürfte. Es gilt vielmehr, ihn, Nietzsche, und sie, die Musik, in ihrer ganzen Tiefe und Erscheinungsform auszuloten, um sie angemessen bestimmen zu können. Musik will nämlich nicht nur gehört und gelobt, sie will auch gelebt und ‚gelesen‘ werden.

Wozu Musik also? Ich will mit Ihnen aus Anlass des Jubiläums der Kammerphilharmonie Bodensee-Oberschwaben versuchen, ein paar Eckpunkte dieser Fragestellung zu bestimmen. Und ich will dies mit ein paar wenigen Leitgedanken tun.

## **Der erste lautet: Musik scheint tatsächlich eine anthropologische Grundkonstante menschlichen Lebens zu sein.**

Dafür spricht nicht nur der Umstand der umfassenden (ubiquitären) Präsenz. Fast jede Alltags-handlung wird begleitet oder kann begleitet werden von einem musikalischen Impuls oder gar Klangteppich: Einkaufen, Autofahren, Hausaufgaben machen, Kochen, Essen gehen, Sport treiben und vieles mehr. Die Durchdringung des Lebens mit Klang und Geräusch ist so umfassend, dass zunehmend der Wunsch nach Ruhezeiten, nach Räumen der Stille, nach Einkehr ohne jegliche musikalische Intervention um sich greift - ganz im Sinne von Wilhelm Busch: *„Musik wird oft als Lärm empfunden, weil sie mit Geräusch verbunden.“*

Die Stadt Linz in Österreich hat deshalb als Europäische Kulturhauptstadt 2009 eine Charta, ein akustisches Manifest, entwickelt. Darin heißt es: *„Wir wollen alle Räume im öffentlichen Raum einschließlich aller öffentlichen Verkehrsmittel frei von dauerhafter Beschallung halten. Wir streben zum Schutz aller ArbeitnehmerInnen und KonsumentInnen eine Verringerung der Beschallung der öffentlichen Sphäre an ... Wir tun dies im Wissen und in der Überzeugung, dass Menschen von dem, was sie hören, in ihrem Innersten beeinflusst und berührt werden.“*

Für Musik als eine anthropologische Grundkonstante spricht freilich weniger ihre heutige Präsenz und gelegentlich auch Penetranz, sondern viel mehr ihre Verbreitung in allen Kulturen allerorten. Und dies von Anfang an.

Wir haben vor unserer Haustür, aus den Höhlen der Schwäbischen Alb die schönsten Belege. Vor 40.000 Jahren, zu einem Zeitpunkt, als es hier noch keinen Bodensee gab und Oberschwaben von einer mächtigen Eisschicht mit einer Stärke von über 1000 Metern überzogen war, spielten die Menschen auf der Alb bereits Flöte, auf Instrumenten, die sie aus Gänseknochen gefertigt hatten. Warum sie das machten – zum Zeitvertreib, zur Unterhaltung, in rituellen oder zeremoniellen Zusammenhängen wissen wir nicht. Wir können es nur vermuten. Wir wissen aber, dass dies die ersten nachweisbaren ästhetischen Äußerungen von Menschen überhaupt sind.

Und wir können in diesem Zusammenhang nachvollziehen, was für ein genialer Gedanken es war, dass Stanley Kubrick die in der Steinzeit spielende Eingangsszene seines epochalen Filmes „2001 – Odyssee im Weltraum“ mit der Vertonung von Nietzsches Zarathustra durch Richard Strauss unterlegt hat. Hier wird die Menschheitsgeschichte, werden anthropologische Konstellationen im Zusammenspiel von Mensch und Natur, menschlicher Gesellschaft und musikalischem Aufbruch in konzentriertester Form, auf eine Minute verdichtet vor Augen und Ohren geführt. Diese Musik- und Filmerfahrung führt mich zur zweiten Überlegung.

## 2. Musik als Ausdruck universeller Einbettung

Wer diese markante, immer stärker anschwellende Eingangsmusik der sinfonischen Zarathustra-Dichtung von Strauss hört, die übrigens erst durch den Film ihre weltweite Verbreitung erfahren hat, der kann sich ihrem Sog, ihrem Drängen, ihrer Überwältigungsästhetik kaum entziehen. Der muss sich die Frage stellen: Wie kommt es eigentlich, dass uns manche Akkorde, einzelne musikalische Sequenzen oder ganze Musikstücke so stark oder so tief in unserer Seele berühren, uns unmittelbar treffen, mitreißen, gar zum Weinen bringen können?

Wie kommt es, dass ganz kleine Kinder aus sich heraus zu tanzen beginnen, den Körper passend zur Musik zum Schwingen bringen und dass Menschen, alte und demente Menschen, die für eine direkte Ansprache nicht mehr zugänglich sind, alles vergessen haben, sich aber doch noch an die Lieder von früher erinnern? Ist Musik quasi ein naturgegebenes Phänomen unmittelbar zu Gott – wie im Himmel so auf Erden? Es gab immer wieder Versuche, solche unmittelbaren Bezüge herzustellen – Johannes Kepler mit seiner Vorstellung von der Kosmischen Harmonie oder Joachim Berendt mit seiner fernöstlich inspirierten Idee der Welt als Klang.

Diese Überlegungen zur Musik als Erfahrung universeller Einheit und Verbundenheit sind verlockend, aber eher Moment individueller Mythologien denn Ergebnis systematischer, gar wissenschaftlicher Erkenntnis.

Anders ausgedrückt: Musik bedeutet für viele Menschen die Welt und sie ist ohne Zweifel für viele Musiker die elementare Grundlage ihrer Existenz. Die Ausdrucksformen der Musik sind jedoch vielgestaltig und verschieden. Sie beruhen auf so vielen unterschiedlichen historischen, kulturellen, sozialen und individuellen Bedingungen und Erfahrungen, dass keine von ihnen, auch wenn sie weltweit geschätzt und rezipiert werden, einen solitären Anspruch für sich behaupten kann. In den alten bildungsbürgerlichen Zeiten gab es klare Bildungswege, die sich nicht zuletzt in der sukzessiven Einheit von humanistischem Gymnasium, juristischem oder medizinischem Studium, begleitender musikalischer Ausbildung, ggf. Teilhabe an einem Liebhaberorchester und festen Konzert- und Theaterabonnements artikulierte.

Die Welt war klar strukturiert. Man wusste, wo man hingehörte und was sich gehörte, um dazuzugehören. Die Welt ist heute nicht mehr so, und das ist in vielerlei Hinsicht auch gut so.

Die Welt hat sich erweitert und vervielfältigt, und mit ihr die kulturellen Formen und Ansprüche. Andere ästhetische Vorstellungen haben sich emanzipiert, was derzeit vielleicht mehr noch im Bereich der Bildenden Kunst auf den großen Ausstellungen in Athen und Kassel und Venedig, die uns dieser Sommer beschert, anschaulich wird. Es gilt aber auch für die Musik.

Absolute ästhetische Gewissheiten und Wertmaßstäbe, in jahrhundertelangen Prozessen ausgebildet, haben sich vielleicht nicht ganz verflüssigt, sie haben aber Konkurrenz bekommen, die nicht mehr wegzudenken ist und die auch ihren Anspruch auf Wahrnehmung und Unterstützung einfordert. Und mit dem Verlust ästhetischer Gewissheit geht der Verlust moralischer Positionen einher.

### **Daher 3. Musik und Moral**

Wie heißt es so schön: *„Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder?“* Gilt dieser Satz tatsächlich, macht Musik die Menschen besser?

Die Argumente, die hierfür ins Feld geführt werden können, sind auf den ersten Blick überzeugend. Wie beim Sport gilt die Maxime: Solange man Musik treibt, sich dabei verausgabt, kann man schon keinen Unsinn machen. Dazuhin lernt man Disziplin, Teamgeist und Achtgeben auf den anderen, zudem gewinnt man Selbstbewusstsein, alles Tugenden, die einem im Leben tatsächlich weiterbringen können. Bei der Musik kommt noch das Zuhören dazu und das sensibilisieren für Harmonien und Zwischentöne. Da mag wohl was dran sein. Alles möglich.

Doch wird daraus nicht zwangsläufig ein besserer, gar ein moralischer Mensch. Die Verbindung von Kunst und Kultur mit Kategorien des Moralischen, wie es uns beispielsweise in der Vorstellung vom Theater als moralische Anstalt entgegentritt, ist im Gegenteil ein schreckliches

Verhängnis der deutschen Kunstphilosophie und -politik. Gerade weil sich das tonangebende deutsche Bürgertum in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts den linken und rechten politischen Kräften als kulturell und damit moralisch überlegen betrachtete, hat es am Ende auf der ganzen Linie versagt.

Thomas Mann hat daraus in seinem Roman „Dr. Faustus“ die Konsequenzen gezogen und seinen Protagonisten, den Tonsetzer Adrian Leverkühn die 9. Sinfonie von Beethoven als Manifestation menschlicher Humanität und Verbrüderung zurücknehmen lassen, da die Deutschen das Recht an diesem Werk gleichsam verwirkt hätten.

Man muss aber gar nicht Thomas Manns auf eigenen biographischen Erfahrungen beruhendes Urteil bemühen, um die kategoriale Differenz zwischen Musik und Moral zu erkennen, es genügt an das Mädchenorchester in Auschwitz, an die Rolle der Musik bei martialischen Aufmärschen und an deren wirkungsvolle Instrumentalisierung in der rechten Szene zu erinnern, um die Grenzen der Musik bei der moralischen Vervollkommnung des Menschen bzw. dessen Missbrauchspotenzial zu erkennen. Kann uns daher unser musikalisches Erbe egal sein?

#### 4. Musik als Pflege des kulturellen Erbes

Anlässlich des 60. Jahrestages der Unterzeichnung der Römischen Verträge und damit der Grundlegung der Europäischen Union hat die Bundesregierung vor ein paar Wochen ein kleines Magazin herausgegeben; es war mit „Chance, Frieden, Kraft“ überschrieben. Darin gab es auch eine Übersicht zur Frage „Was macht Europa aus“. Antworten dazu waren: 24 Sprachen und viele Dialekte, 26.000 Naturschutzgebiete, Lernen und Arbeiten, wo man will, Reisen, wohin man will, Geburtsort der Demokratie und, ja, Wiege der klassischen Musik, also bedeutsames kulturelles Erbe Europas.

Nun ist es mit dem Erbe so eine Sache. Es kann Last und Lust, Genuss und Verantwortung bedeuten. Dass es dieses musikalische Erbe in Europa gibt, bedeutet zunächst einmal nur, dass es hier einmal eine spezifische historische Konstellation gab, in der eine besondere Musik, die klassische Musik mit ihrer eigenen Tonalität, ihren Formmerkmalen und ihrer Instrumentierung entstanden ist. Eine historische Situation, die längst vergangen ist, und durch andere Konstellationen mit ihren eigenen Hervorbringungen und ihrer eigenen Musik abgelöst wurde.

Die sogenannte klassische Musik ist folglich eine Musik unter anderen. Sie ist freilich in besonderer Weise mit unserem Lebensraum verbunden, so wie der Reggae mit Jamaica und der Blues meinetwegen mit dem Mississippi.

Wie wir aber mit dem musikalischen Erbe umgehen, ob wir es gleichsam unter Denkmalschutz stellen, mit einer Glashaube zudecken, oder in welcher Form auch immer lebendig halten, das ist die große Herausforderung für uns. „Tradition“, so Gustav Mahler und andere, „ist nicht die Anbetung der Asche, sondern die Weitergabe des Feuers“.

Die Gottesdienstpflicht ist hierzulande aufgehoben und der Vorschlag von Karl Valentin, den Theaterzwang einzuführen, um leere Theaterreihen zu füllen, hat sich nicht durchsetzen können. Die Wertschätzung klassischer Musik kann nicht verordnet werden, dazu kann nur eingeladen oder verführt werden.



Die Einladung, unterschiedliche Formen musikalischer Äußerungen, klassische und andere Musikformen kennenzulernen – die muss allerdings erfolgen und zwar möglichst früh im Leben und für alle, also in der Schule. Denn nur wenn man sie kennengelernt hat, hat man die Freiheit, sich für oder gegen sie zu entscheiden. Diese Freiheit zu gewähren ist ein Versprechen unserer westlichen Werteordnung und eine Verpflichtung, die uns unser Grundgesetz in Artikel 5 auch förmlich auferlegt.

Hier liegt derzeit viel im Argen und es sollte uns zu denken geben, wie es kommt, dass so viele talentierte Musiker aus anderen Kontinenten oftmals besser geschult sind, deshalb an unsere Musikhochschulen drängen und warum wir zunehmend Schwierigkeiten haben, unser eigenes kulturelles Erbe lebendig zu halten.

## 5. Das Verhältnis von Musik und Spiel

Vor einiger Zeit durfte ich eine Doktorarbeit betreuen, die den eigentümlichen Titel trug: *„Die Unterscheidung zwischen Musik und Arbeit.“* Eigentümlich deshalb, weil hier ein Gegensatz aufscheint, demzufolge Musik zwar schön ist, aber kaum als Arbeit angesehen wird. Dass Musik und das Erlernen von Musik mit erheblichen Mühen, ja mit großen Anstrengung, Konzentration und Disziplin verbunden ist, das schon. Aber als Arbeit angesehen wird sie deshalb noch lange nicht. Instrumente werden zwar erlernt, aber nur, damit man sie später spielen kann. Musik mag zwar erarbeitet werden, am Ende aber wird auch sie gespielt. Musik ist immer mit der Idee und dem Begriff des Spielens verbunden und damit das Gegenteil von Arbeit. Das ist ihr wesentlicher Kern. Die Zuordnung der Musik und des Musischen insgesamt zu einer Gegenwelt des Alltags und der Arbeit kennzeichnet bereits die Antike und sie findet sich auch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, in denen die Musiker unter dem Oberbegriff der Spielleute zusammengefasst wurden.

Arbeit war, weil notwendig, sinnvoll und gottgefällig, moralisch positiv besetzt, das Spiel hingegen und mit ihm die Musik wurde als unernst, unfruchtbar und fragwürdig erachtet, gleichsam als überflüssig. Noch heute pflegen wir in der Formulierung „ein Spiel ernst zu nehmen“ diese Dialektik. Ja sie scheint auch dann auf, wenn uns ein fremder Hund anbellt und der Halter uns zu beschwichtigen versucht: „Er will doch nur spielen“.

Die Spielleute und Musikanten haben einen langen Prozess der gesellschaftlichen Anerkennung und Professionalisierung durchlaufen, bis sie als gleichwertige Berufstätige anerkannt und schließlich sogar die Fähigkeit zur Verbeamtung erworben haben. Ein Zwischenschritt dabei war ihr Aufstieg vom höfischen Dienstboten oder städtischen Dienstmann zum Künstler mit immer auch etwas genialischen Zügen. Diese Dialektik von Spiel und Arbeit, von Talent und Mühe, von Genialität und Leistung, von Muße und Zwangsläufigkeit ist dem Künstlertum und seinem Wirken bis heute inhärent. Es ist die Dialektik von Freiheit und Funktionalität, von Faktizität und Möglichkeitsraum. Wenn wir daher in unserer durch und durch strukturierten, mehr und mehr funktionalisierten Gesellschaft den Raum ermessen wollen, den die Musik uns bieten kann, dann kommen wir am Ende vielleicht doch zu der Erkenntnis:





## 6. Leben ohne Musik ist ein Irrtum

Das legt zumindest die kurze Geschichte nahe, die ich Ihnen zum Schluss erzählen möchte:

Im Januar dieses Jahres wurde in Washington ein hochinteressantes Experiment unternommen. Ein Geigerspieler posierte sich am Ausgang einer U-Bahnstation und spielte 45 Minuten lang sechs Stücke von Bach. In dieser Zeit passierten etwa 2.000 Menschen den Geigerspieler, die meisten auf dem Weg zur Arbeit. Nach drei Minuten hält der erste Passant für ein paar Sekunden an. Nach 7 Minuten wirft eine Frau den ersten Dollar in den Hut. Nach weiteren 6 Minuten bleibt erstmals jemand stehen und hört aufmerksam zu, schaut dann aber auf die Uhr und geht weiter. Wiederum 10 Minuten später bleibt ein kleiner Junge stehen. Er will bleiben, aber die Eltern drängen ihn zum Weitergehen. Nach 45 Minuten waren es gerade mal sechs Menschen, die stehen geblieben waren und zugehört hatten. 20 Leute hatten Geld gegeben, die Gesamteinnahmen betragen 20 Dollar. Nach einer Stunde beendete der Musiker sein Spiel. Niemand applaudierte, niemand nahm Notiz davon. Der Geiger war Joshua Bell. Er spielte die anspruchsvollsten Stücke auf einer berühmten Stradivari. Zwei Tage zuvor war er mit dem gleichen Programm in einem Konzert in Boston aufgetreten und die Hörer hatten 100 Dollar pro Platz bezahlen müssen.

Initiator des Experiments war die Washington Post. Sie warf damit die Frage auf, ob wir Schönheit in einem alltäglichen Umfeld zu einem womöglich unangemessenen Zeitpunkt wahrnehmen können? Wenn dem so ist, nehmen wir uns dann die Zeit, sie tatsächlich wahrzunehmen? Können wir Talente in einem unerwarteten Kontext erkennen? (Oder zumindest in einem erwarteten Kontext?)

Eine der möglichen Schlussfolgerungen des Experiments war: Wenn wir nicht Zeit haben, anzuhalten, um einem der besten Musiker der Welt zuzuhören, wie viele Gelegenheiten verpassen wir, während wir durch das Leben hasten?

Freuen wir uns also, dass wir am Bodensee und in Oberschwaben so viele wunderbare musikalische Talente und Persönlichkeiten haben, die sich in der Kammerphilharmonie regelmäßig zusammentun, und lassen Sie uns die Gelegenheit nicht verpassen, sie zu erleben - heute beim Internationalen Bodenseefestival und immer wieder, viele weitere Jahre.